

Zeitschrift: Theologische Zeitschrift
Herausgeber: Theologische Fakultät der Universität Basel
Band: 42 (1986)
Heft: 1

Artikel: Zum Verhältnis zwischen Franz Overbeck und Carl Albrecht Bernoulli :
Bernoullis "Wandlung" von 1904
Autor: Wilson, John Elbert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-878284>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zum Verhältnis zwischen Franz Overbeck und Carl Albrecht Bernoulli

Bernoullis «Wandlung» von 1904¹

Der Basler Carl Albrecht Bernoulli (1868–1937) war wohl Schüler von Franz Overbeck, aber er war Theologe der liberalen Richtung. Seine wichtigste Arbeit ist «Die wissenschaftliche und die kirchliche Methode in der Theologie» von 1897. Darin teilt er die Theologie ein in zwei Zweige: Die kirchliche Theologie erhält die Glaubenstradition und steht ihr zu Diensten; die freie wissenschaftliche Theologie (eigentlich: allgemeine Religionswissenschaft) ist nur der freien Wissenschaft verpflichtet. Für Bernoulli war Overbeck ein freier Wissenschaftler. Aus Overbecks Vorschlägen über «Akkommodation» im Schlussteil von «Über die Christlichkeit unserer heutigen Theologie» zog Bernoulli den Schluss, dass die freien Wissenschaftler sich dem Kirchenglauben äusserlich zu unterwerfen haben. Dieses harmonische Bild störte Overbeck selber, wie er in der 2. Ausgabe der «Christlichkeit» von 1903 berichtet:² Er habe Bernoulli sofort wissen lassen, «dass er *meine* Zustimmung dazu nicht habe», und in seinem Exemplar von Bernoullis Arbeit habe er geschrieben, dass ein «Abgrund» ihn von Bernoulli trenne.³ Wie Overbeck auch berichtet, teilte er Bernoulli erst 1902 das Wort vom «Abgrund» mit. Die Veröffentlichung dieses Urteils in der 2. Ausgabe von Overbecks «Christlichkeit» war für Bernoulli ein Schlag. Er fand das Urteil übertrieben und bat Overbeck um freundlichere Worte für die Öffentlichkeit, was Overbeck ihm verweigerte. Ende Februar 1904 teilte Bernoulli Overbeck mit, dass eine Schrift von ihm über «moderne Christlichkeit» bald erscheinen sollte. Am 10. März bekam Overbeck den Abzug der Schrift: «Moderne Christlichkeit. An Herrn Prof. F. Overbeck zum Ausweis der vollzogenen Wandlung»⁴. Die «Wandlung» war offensichtlich ein Versuch, den «Abgrund» zu überbrücken. In seinem Manuskript «Tagebuchartiges» (9),

¹ Die folgende Arbeit ist eine Fortsetzung des Artikels «Die Zweideutigkeit in Franz Overbecks Aussagen über seinen Unglauben», ThZ 40 (1984) 211–220.

² Ausgabe Darmstadt 1963, 198.

³ Nachlass C. A. Bernoulli, GIB (55), Universitätsbibliothek Basel. Der unten besprochene Brief Overbecks vom 12. 3. 1904 befindet sich unter derselben Kat. Nr. GIB. Vgl. A. Pfeiffer, F. Overbecks Kritik des Christentums, Göttingen 1975, 42.

⁴ Im Overbeck-Nachlass Nr. A 362. S. A. 5.

datiert vom 5. Januar 1898, schreibt Overbeck, er habe nach der Lektüre von Bernoullis Methode von 1897 seinem ehemaligen Schüler den Rat erteilt, Nietzsche zu lesen, damit er sich «auf das Gründlichste mit dem modernen Unglauben bekannt mache».⁵ In der Schrift «Moderne Christlichkeit»⁶ zeigt Bernoulli die Wirkung jener Auseinandersetzung. Im Hauptteil der Schrift versucht er, den Nachweis zu bringen, dass die moderne Theologie gegen die Kritik nicht stehen kann. Am Schluss geht er einen Schritt weiter: Er postuliert den wahrhaft modernen Menschen als einen, der «auch dann nicht zweifelt, wenn ihm weder Trost noch Gewissheit wird». Für diesen modernen Menschen bestehe «die wahre Lebenskunst» darin, «sich nach der Decke zu strecken». «Er findet sein Genüge in seiner Hände Arbeit, in dem Genuss seiner Künste.» «Wenn er damit auch der Christlichkeit für immer entwachsen ist . . ., so wird er doch an das Christentum mit Ehrfurcht zurückdenken . . .» Damit dachte Bernoulli nicht nur seine eigene gewandelte Einstellung zum Glauben zu beschreiben, sondern auch die Einstellung von Overbeck. Im Basler Jahrbuch von 1906 schrieb er über den im Jahre 1905 gestorbenen Lehrer: «Er glaubte, die Grösse des Christentums dadurch gerecht zu werden, dass er ihm Grenzen zog und sich selbst ausserhalb dieser Grenzen hielt.»⁷

Die Grundzüge seiner in der Methode festgelegten Einteilung der Theologie stellte Bernoulli nie wirklich in Frage. Im späteren Leben konnte er die Zweiteilung immer noch befürworten, mit dem Unterschied, dass die freie wissenschaftliche Theologie nun auch die «ungläubige» ist, d.h. soweit der freie Theologe den Unglauben vertragen kann.⁸ Diese Bedingung ist nicht unwichtig. Bernoulli selber war wohl nie ein Atheist nach der Art von Nietzsche, sondern ein Skeptiker.

⁵ Kat. Nr. 267a im Overbeck-Nachlass. Siehe M. Tetz, *Overbeckiana. Übersicht über den F. Overbeck-Nachlass der Universitätsbibliothek Basel. Teil II: Der wissenschaftliche Nachlass F. Overbecks* (Basel, 1962). Im Folgenden wird diese Arbeit als *Overbeckiana II* bezeichnet. Sehr bemerkenswert ist es, dass Overbeck im selben Eintrag vom 5. 1. 1898 in «Tagebuchartiges» offensichtlich gerade Bernoullis Vorstellung der Akkommodation gebrauchte, um ein scheinbares Bekenntnis zum Unglauben abzulegen: Er erweckt den Eindruck, dass er während seiner Basler Professur ungläubig war, dass er sich also dem Kirchenglauben nur äusserlich akkommodierte. In der «Christlichkeit» der heutigen Theologie aber meinte Overbeck die Akkommodation in einem umgekehrten Sinn. Siehe die Arbeit «Die Zweideutigkeit» (A. 1).

⁶ *Neue Rundschau* 1904, 444–455.

⁷ 191.

⁸ «Die gegenwärtige Kulturbedeutung einer theologischen Fakultät», *Neue Schweizer Rundschau*, Jg. 19, Bd. 29 (1926) 676f.

Über den ihn zugeschickten Abzug von Bernoullis «Moderner Christlichkeit» äusserte sich Overbeck in einem Brief des 12. März 1904. Daraus geht hervor, dass Bernoulli mit der Nachricht über die Veröffentlichung Overbeck überrascht hat. Overbeck schreibt, dass er seine Antwort «zwischen Tür und Angel schreibe». Die Tür sei die Ankündigung des Artikels, der Angel sei das baldige Datum der Veröffentlichung. Bernoulli lebte zur Zeit in Berlin als Verfasser von Romanen. Overbeck schreibt in diesem Brief:

«Ich nahm an, und meinte Dir selbst genug Beweise gegeben zu haben, wie durchdrungen ich von Respekt vor der Freiheit und Musse bin, deren Du zur erfolgreichen Bestätigung auf diesem von Dir selbst auserlesenen Felde bedarfst. Eine so baldige Zurückwendung zur Theologie Deinerseits lag wenigstens nicht in meinen Wünschen, einstweilen mindestens hätte ich damit lieber noch gewartet.»

Später in diesem Brief äussert Overbeck sogar den Wunsch, dass Bernoulli zehn oder zwanzig Jahre mit der Veröffentlichung des Artikels gewartet hätte, damit seine Gedanken hätten «ausreifen» können. Aber Overbeck hatte mit dem Abzug die Arbeit fertig in der Hand. Mit Vorbehalten über die «Form» teilt Overbeck mit, er habe Bernoullis Kritik an der modernen Theologie mit Genugtuung gelesen. Über den Schluss von Bernoullis Artikel, worin es um den nachchristlichen modernen Menschen geht, sind Overbecks Bemerkungen noch zurückhaltender – und zweideutig.

«Nur gegen Schluss muss ich wieder die Stirn runzeln (11f.). Was da an Gedanken zur Sache ausgesprochen wird, entspricht zwar ungefähr dem, was auch ich denke, nur der Goetheknix, ohne den es dabei nicht abgeht, gefällt mir sehr wenig. Er erscheint mir gar zu sehr den schlechtesten Manieren der modernen Theologie abgesehen, die Du sonst so gut zu persiflieren verstehst. Goethe ist durch die Gesellschaft für den öffentlichen Gebrauch so verdorben, dass dabei grosse Vorsicht zu gebrauchen ist. Doch, Du siehst, dass es sich da wiederum um ein Bedenken handelt, das vornehmlich die von dir gewählte Form des Vortrags Deiner Gedanken betrifft, und ich kann wohl endlich zum Schluss dieses angeblich «kurzen», pedantischen Traktats kommen, indem ich sage: Du bist mir als zeitgenössischer Mitkämpfer gegen die modernen Theologen ganz recht, wäre es mir auch mindestens ebenso lieb gewesen, und zwar um Deinetwillen vor Allem, Du hättest um Dich zu produzieren meine Nachfahrer abgewartet. Was ich aber Alles hier gesagt, wird Dir hoffentlich mein Telegramm⁹ vollkommen verständlich gemacht und Dich vollkommen beruhigt haben über die darin in Betreff unseres Einverständnisses meinerseits ausgedrückte sehr ernste Meinung. *Du* hast den Artikel geschrieben, nicht *ich*, das empfinde ich wohl, aber darum nichts, was uns als gute Freunde trennte.»

Offensichtlich verstand Bernoulli das Wort «Goetheknix» als einen Hinweis auf die Worte Goethes, die er am Ende seiner Schrift zitiert hatte.

⁹ Solch ein «Telegramm» liegt unter Bernoullis Overbeck-Briefen nicht vor.

Jedenfalls sorgte er dafür, dass das Goethe-Zitat und sein eigener einleitender Satz im veröffentlichten Artikel nicht abgedruckt wurden; nur am Ende des Abzugs steht über den modernen Menschen: «So schickt er sich an, seine Lose zu erfüllen und es an sich selber zu erleben – ‹Was, von Menschen nicht gewusst oder nicht bedacht, durch das Labyrinth der Brust wandelt in der Nacht.›» Sonst änderte Bernoulli seine eigenen Schlussworte nicht. Overbeck hatte aber geschrieben: «Ohne den Goetheknix geht es nicht ab.» Warum nicht, wenn Bernoulli das Zitat hatte einfach streichen können? Über «S. 11f.» runzelte Overbeck die Stirn: S. 11f. des Abzugs umfasst Bernoullis ganze Ausführung über den nachchristlichen modernen Menschen. Warum sollte er die Stirn über das runzeln, was «an Gedanken zur Sache ausgesprochen wird» und «ungefähr dem entspricht», was Overbeck selbst denkt? Wir sind der Meinung, dass Overbeck hier zweideutig schreibt, und unten werden wir auch einen Beweis für unsere Meinung bringen. Vorher aber wollen wir die mögliche Zweideutigkeit in Overbecks Worten betrachten.

Der Ausdruck «Gedanken zur Sache» im zweiten Satz bezieht sich auf das Subjekt in Bernoullis Schlussworten S. 11f., d. h. auf den nachchristlichen modernen Menschen. Daraus kann man nicht ohne weiteres den Schluss ziehen, dass Overbeck sich selbst als solch einen modernen Menschen gesehen hatte, obwohl die scheinbar antichristliche Kritik in Overbecks späten Manuskripten – wo von Christentum oder Religion «unter uns» gesprochen wird – in dieselbe Richtung wie Bernoullis Schlussworte treibt. Wir sagen: Overbeck wollte durch solche Kritik die Schwäche des «eigentümlichen» Christentums der Theologen nachweisen – jenes Christentums, das in theologischen Begriffen der neuzeitlichen Wissenschaft zum Besitz gemacht und in dieser Form vertreten und verteidigt wird. Nach unserer Ansicht also bezieht sich der Ausdruck «Gedanken zur Sache» auf den nachchristlichen Menschen. Auf was bezieht sich nun der «Goetheknix, ohne den es dabei nicht abgeht»? In unserem Zitat aus Overbecks Brief hat der Goetheknix mit der «Form» des Vortrags von Bernoullis Gedanken zu tun. Beim ersten Blick scheint das Wort «Form» hier keine besondere Bedeutung zu haben. Aber in allem, was man sonst von Overbecks Aussagen über die Form einer Schrift weiss, ist die Form kaum etwas Sekundäres. Vielmehr steht für Overbeck die Form in Einheit mit ihrem Inhalt. In der Tat besteht eine sehr enge inhaltliche Verbindung zwischen Bernoullis Beschreibung des nachchristlichen modernen Menschen und Goethes Versen. Auch bei Bernoulli handelt es sich um nicht Gewusstes, sofern sein moderner Mensch keine Gewissheit, ja auch keinen Trost kennt, auch wenn er dabei nicht «zweifelt». Bernoulli schreibt in

seinen Schlussworten: In der «Zucht und Schule» des Christentums, das er nun hinter sich gelassen hat, «sind dem modernen Menschen die Augen aufgegangen für den ganzen Schrecken und das ganze Leid, aber auch für das ganze heisse Glück und den ganzen inbrünstigen Jubel eines kurzen rein nur auf das Diesseits gestellten Daseins». Im Grunde ist das Goethesche Philosophie. Overbeck geht mit Bernoulli über das Nachchristliche einig: dorthin treibt die moderne Theologie. Aber er geht nicht mit der von Bernoulli gewählten Form seiner Gedanken einig, weil darin Bernoulli sich vor Goethe beugt. Am Schluss seiner Bemerkungen betont Overbeck den Unterschied zwischen sich und Bernoulli. Bernoulli ist nicht unter Overbecks «Nachfahrern» zu finden, auch tut es Overbeck leid, dass Bernoulli nicht auf die Nachfahrer gewartet hat. All das deutet darauf hin, dass Bernoullis Versuch, den «Abgrund» zu überbrücken, misslungen ist.

Overbeck äusserte sich ein zweites Mal über den Schluss von Bernoullis Schrift, nämlich in seinem «Kirchenlexikon» unter dem Titel «Religion (Rationalismus) Allgemeines»:

«Rationalisiert kann unter uns die Religion in alter Weise freilich nicht mehr unter uns (*sic*) bestehen. Aber wir brauchen (*sie*) nicht mehr in dieser Weise. Mit moderner Theologie jedenfalls ist weder uns noch ihr zu helfen. Es hilft uns ein vernünftiger Bruch, bei dem freilich Theologie und Theologen auf dem Platz bleiben, aber nur sie. Wie dies aber geschehen soll, braucht nicht schon im Voraus zum Gegenstand erbaulicher Salbadereien gemacht zu werden, wie noch am Schluss von Bernoullis Aufsatz «Moderne Christlichkeit» in der Neuen Rundschau 1. Jg. (1904) Aprilheft S. 12. Dergleichen apokalyptische Salbadereien sind vielmehr der «modernen Christlichkeit» zu überlassen, deren Gassenpredigten gerade Bernoulli so gut zu persiflieren weiss.»

«S. 12» des Abzugs entspricht im veröffentlichten Artikel nicht nur dem Goethe-Zitat, sondern fast der ganzen Ausführung Bernoullis über den modernen Menschen. In der Tat stehen nur zwei Zeilen dieser Ausführung auf S. 11.¹⁰ Die vermeintlich «erbaulichen», in der Wirklichkeit «apokalyptischen» Salbadereien über den nachchristlichen Menschen sind Bernoullis eigene Worte.

Sehr deutlich geht aus dem Bernoulli-Overbeck-Briefwechsel hervor, wie sehr Bernoulli die Herausgabe der Overbeck-Manuskripte übernehmen wollte.¹¹ (Vgl. Overbeckiana II, 7ff.) Dabei sollte man die damalige Popularität von Nietzsche weder übersehen noch unterschätzen. Bernoullis erste Veröffentlichungen nach Overbecks Tod, besonders die Arbeit «F. Over-

¹⁰ S. 12 im Abzug entspricht den letzten 16 Zeilen von S. 455 des veröffentlichten Artikels.

¹¹ Vgl. Overbeckiana II, 7ff.

beck und F. Nietzsche, eine Freundschaft»¹², zeigen dieses Interesse klar genug. Bernoulli war, wie die meisten jungen Gelehrten, ehrgeizig. Aber Overbecks Haltung gegenüber Bernoulli stellt ein wichtiges ethisches Problem. Nach dem Erscheinen von Bernoullis «Moderner Christlichkeit» in 1904 scheint Overbeck nicht mehr von einem «Abgrund» gesprochen zu haben, obwohl er den «Unterschied» zwischen ihnen betonte. Mitten im Brief an Bernoulli vom 12. März 1904 schreibt Overbeck – gleich nach der Äusserung des Wunsches, Bernoullis Gedanken wären noch mehr ausgereift –: «Doch mögen das für Dich noch pure Rätsel sein, . . . jede Dir wünschenswerte Aufklärung steht Dir «im Mai» zu Diensten.» In der zweiten Ausgabe der «Christlichkeit der heutigen Theologie» (199) sagt Overbeck, er habe Bernoulli das Wort «Abgrund» erst mitgeteilt, «wo wir unserer Verständigung sicherer waren». Er sagt hier weiter: «Wie das aber Alles vor sich gegangen, darüber namentlich ist, leicht begreiflicher Weise, mir hier Zurückhaltung auferlegt.» Auch sonst in dem Briefwechsel mit Bernoulli legt Overbeck besonderes Gewicht auf die persönliche Unterhaltung. Was «im Mai» gefragt und nicht gefragt, gesagt und verschwiegen wurde, weiss man nicht. Im Jahre 1904 war Overbeck ein schwer kranker Mann. Er starb am 26. Juni 1905. Schliesslich ist es wichtig zu bemerken, dass die Abmachung zwischen Overbeck und Bernoulli über die Herausgabe gewisser Manuskripte aus dem Overbeck-Nachlass schon vor Bernoullis «Wandlung» von 1904 getroffen wurde.

John Elbert Wilson, Pittsburgh

¹² 2 Bde., Jena 1908.